Flow, inmitten der englischen Schlachtflotte, fand Otto Weddigen den kühnsten Seemannstod.

Deutschland war damit einer seiner Besten beraubt, von dem Admiral Scheer mir schrieb. „Er hat dem U-Boot zuerst Weg und Ziel gewiesen."

Heute dürfen wir Otto Weddigen glücklich preisen, daß er den jähen Untergang der einst aufblühenden, jungen deutschen Marine nicht miterlebt, daß er den Sturz seines heißgeliebten Vaterlandes nicht mehr erlebt hat.

Dr. Otto Weddigen (in der Dtsch. Tageszig.).

Rennsteige als Alarmfeuerlinien?

In der zweiten Beilage der Nummer 53/54 des „Heimatboten" (Schotts Verlag in Langenberg bei Gera-Reuß) hat Dr. Heinrich Leuthold-Gera Anfang Juli d. J. einem Aschenhügel von drei bis vier Meter ins Geviert im Hochwald bei Pöppeln einen Aufsatz: „Ein Krajanplatz bei Gera?" gewidmet. Er erklärt ihn für einen Ort, an dem in kriegerischen Zeiten, — wofür wohl in erster Linie die Slavenkämpfe in Frage kämen —, Alarmfeuer aufflammten, um die waffenfähige Mannschaft des Elstertales zu den Waffen zu rufen!

Für dies Alarmrufen gibt er das Wort krajan gleich krähen, melden, das nach ihm „gotischen, also germanischen Ursprungs" sein soll" Es ist nebensächlich, daß dies Zeitwort im Gotischen noch nicht erscheint, wo es vielmehr hrukjan heißt (in der Petruserzählung Ev. Joh. 13, 38), sondern erst im Althochdeutsch (nach Graffs althochdeutschem Sprachschatz unter Kra). Für uns kommen als wesentlich die folgenden Ausführungen in Betracht:

„Daß die Sitte bei den Germanen bestand, durch Alarmfeuer sich Nachrichten zukommen zu lassen, ist bekannt. Wir können nicht nur in Deutschland, sondern auch in Oesterreich und der Schweiz solche über viele Kilometer fortlaufende Feuerlinien nachweisen, die wir im allgemeinen Rennstiege, besser Renstiege nennen; denn das Wort „ren" hängt zusammen mit run (Rune), raunen gleich sagen, melden, verkünden. Diese Renstiege ziehen sich deswegen über die Höhenkämme ganzer Gebirge, um die auf den Berggipfeln entzündeten Feuer weithin sichtbar zu machen. Unser Thüringer Rennstieg ist ja als solcher bekannt, ein zweiter zieht sich über die Gleichberge bei Römhild, ein dritter über die südlich davon liegenden Haßberge. In den Alpen haben wir eine lange fortlaufende Renlinie, die von der Schweiz ausgehend sich über den Brenner zog und erst in der Gegend von Graz endigte. Daher stammt auch der Name dieser Stadt Grajacum gleich Graz, mundartlich Grätz, genau so wie unser Greiz, das vermutlich desselben Ursprungs ist. Nur, daß bei Greiz neben der eigentlichen Krajanbedeutung noch der Sinn des hohen heimlichen Gerichts (nämlich auf dem Greizer Schloßberg) hinzukommt: krajan gleich melden, verkünden als Urteilsspruch der Feme, wie wir es in den . . vier alten verhallenden Femworten haben: Strick, Stein, Gras, Grein, d. i. nach bestem Wissen (Strick), aber im geheimen (Stein) Recht tun (Gras) und (Recht) sprechen (Grein). Ist diese Annahme richtig, so ergibt sich auch für das Elstertal eine Feuerlinie, besser ein Renstieg den wir nach Süden über den Kuhberg bei Netzschkau und vielleicht den Eisenberg im Triebtal zum Kemmler bei Plauen, ja bis zum Hainberg bei Asch i. B. verfolgen können. Wie weit die Feuerlinie nach Norden ging, darüber läßt sich nichts Bestimmtes mehr ermitteln. Wahrscheinlich gehörten die Zeitzer und Naumburger Gegend in das ganze Gebiet mit hinein."

Erwähnen wir noch, daß Verfasser letzteren Zusammenhang durch die Namen und Wappen der Elsterstädte erweisen will, so haben wir den Rennern das Gesamtbild der neuesten Rennsteigerklärung oder vielmehr Rennsteigdichtung vorgeführt und zwar deshalb in aller Ausführlichkeit, um vor ihm im Ganzen und in jedem seiner Teile eindringlich zu warnen. Die etymologische Zusammenstellung von renn gleich ren (!) mit run, raunen ist genau so unhaltbar, wie die ohne jede urkundliche Grundlage gezogene „fortlaufende Renlinie" von der Schweiz über den Brenner nach Graz oder der Rennsteig der Gleichberge. Bei letzterem mag eine Verwechslung mit der dortigen, auch auf der Wegekarte des Thüringerwaldvereins verzeichneten Landwehr vorliegen.

Nicht mit ungenauen sprachlichen Anklängen und flüchtigen, in der Luft schwebenden Annahmen, sondern nur mit streng sprachwissenschaftlicher Untersuchung nach Art des berühmten Hertelschen Vorbildes und mit gewissenhafter urkundlicher und quellenmäßiger Forschung in der Weise Regels, Kroebels und Freybolds ist die Rennsteigfrage ihrer Lösung entgegenzuführen. Dpk.

Johannes Bühring
im „Herbst-Mareile". Verlag in Schnepfenthal i. Th.

Literatur.

Xanthippe. Von Fritz Mauthner. Neu durchgesehene Ausgabe. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.)

Als dieser Roman vor Jahrzehnten zum erstenmal in die Oeffentlichkeit trat, wurde ihm der Beifall der Besten zuteil. Gottfried Keller spendete ihm eine feine Anerkennung, Theodor Fontane und Mommsen haben ihn mit ihrer herzlichsten Zustimmung ausgezeignet. Für das große Publikum freilich war das Buch „unzeitgemäß": in der Blütezeit des „historischen Romans", als der Nachdruck weit mehr auf die Echtheit des Kostüms, auf die Treue des geschichtlichen Milieus, als auf den eigentlich dichterischen Gehalt und geistigen Wert gelegt wurde, mußte diese Erzählung aus dem alten Hellas die mit geistvoller Absicht jene äußerlichen Forderungen vernachlässigte, ja ihnen ins Gesicht schlug, befremden und Aergernis erregen. Heute, da man sogar schon wieder zu ungerecht gegenüber dem historischen Roman urteilt, ist der Weg zum Verständnis dessen, was Mauthner mit seiner „Xanthippe" sagen und geben wollte, auch für eine größere Schar von Lesern frei. Unter den mehr als lose übergehängten historischen Kostümen erkennen wir, wie es Mommsen mit den Blick des unbestechlichen Forschers tat, die mit echtem, nicht oberflächlichem Sinn für das Geschichtliche erfaßten Menschen der Spätblüte hellenischen Geistes und attischer Kultur, zugleich aber das rein und ewig Menschliche, im guten wie im schlimmen. Diese Rettung der Xanthippe wirkt psychologisch und historisch durchaus glaubhaft; aber sie wirkt auch — und das ist mehr — als eine in ihrer schlichten Zurückhaltung ergreifende Verherrlichung höchster weiblicher Tugend: der Selbstaufopferung.

Schleiermachers Briefwechsel mit seiner Braut. Herausgegeben von Prof. Dr. Heinrich Meisner, Direktor der Staatsbibliothek in Berlin. In würdigem Geschenkband.

„. . . Gib mir Briefe von zehnerlei Liebenden, und ich halten gleich unbesehens neun davon für nichts gegen unsere!" schreibt Schleiermacher einmal an Henriette. Und in der Tat: Dieser Briefwechsel ist ein seltenes Zeugnis inniger Herzensgemeinschaft aus jener Epoche vor hundert Jahren, die uns heute, wo wir aufs neue inmitten tiefgreifender Wandlungen stehen, wieder besonders nahegerückt ist. Weil aus die meisten dieser Briefe sind bisher noch nicht veröffentlicht worden, und selbst die wenigen schon gedruckten waren, wie sich herausgestellt hat, nur unvollständig wiedergegeben und erscheinen nun mit wichtigen Erzählungen aus den Originalen. Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha.

Aus den Geheim-Archiven des Zaren von M. Pokrowski. Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin. Diese neueste Flugschrift des „Tag" bringt geradezu vernichtendes Material über die verbrecherischen Kriegsvorbereitungen der Entente. M. Pokrowski, früher Dozent der Geschichte und später Volkskommissar für Schul- und Bildungswesen in Moskau, ein überzeugter Bolschewist, hat die zaristischen Geheimarchive bearbeitet, und aus ihnen eine große Anzahl von Dokumenten veröffentlicht, die eine gewaltige Anklage gegen die Entente darstellen und auch heute noch zur Lösung der Schuldfrage unentbehrlich sind.

Im Wasgenwald. Ein Jäger- und Kriegsroman aus dem Grenzland von Ferdinand von Raesfeld. Neudamm 1915. Verlag von J. Neumann, Neudamm.

Raesfelds Roman „Im Wasgenwald" ist, wie gleich im voraus bemerkt sein mag, ein Wald- und Jägerbuch. Es ist von einem Manne geschrieben, dem das frisch-fröhliche Leben im deutschen Walde und die edle Kunst des Weidwerks ein Lebensbedürfnis ist. Und so ist es denn in allererster Linie für die Angehörigen und Freunde des „grünen Rockes" geschrieben, für die das, was andere Leser vielleicht als etwas zu langatmig und weitschweifig empfinden mögen, nämlich die bis ins kleinste gehende Schilderung des Waldes und seiner Pflege und der Jagd und ihrer Genüsse, geradezu einen Vorzug bedeuten muß. Die in dem Buche handelnd auftretenden Hauptpersonen sind durchweg lebensvoll charakterisiert und mit erfreulicher Plastik geschildert.

Zu beziehen durch die
Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstr. 63 Fernruf 4025.

Unterhaltungsbeilage
der „Saale-Zeitung"

Nr. 133 Sonnabend, den 15. November 1919

Das Heiratsjahr.

Ein Lustspiel-Roman in zwölf Kapiteln.
Von Fedor von Zobeltitz.

4. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

Der Graf war stehen geblieben und kratzte mit den Nägeln an der Rinde eines Spalierpfirsichs.

„Ein Wurm, ich möchte wetten," sagte er. „Man muß den Gärtner immer mit der Nase draufstoßen — der Gellrich fängt an, schlafmützig zu werden. Aber zur Sache! Ihr müßt in nächster Zeit doch eine Gesellschaft geben — das Kalb schlachten zur Heimkehr des verlorenen Sohnes — da wird die Seesen natürlich auch geladen —"

„Natürlich. Eberhard wird allerdings schimpfen. Er haßt die Gesellschaften. Aber es hilft ihm nichts. Besser wär's freilich schon, man hätte die Marinka öfters einmal und in kleinerem Kreise, vielleicht ganz en famille, bei sich."

„Das soll später kommen. Zuerst ist eine Beschnupperung notwendig, um mich waidmännisch auszudrücken. Selbstverständlich halten wir Aelteren uns diplomatisch zurück. Aber wir arrangieren es so, daß Max und die Seesen zuweilen allein sind. Das laß mich nur machen; auf derlei Schiebungen verstehe ich mich. Also wir sind uns einig, Eleonore: zuerst die Gesellschaft, vielleicht schon in nächster Woche. Mach' das mit Eberhard ab! Ja — apropos — von unseren gelegentlichen Rücksprachen, Ideen und Kombinationen braucht Eberhard nichts zu wissen — nicht zu viel. Er hat eine zu feste Hand. Die Tübingens waren nie Diplomaten. Er würde da zerstören, wo wir aufzubauen suchen. Das ist kein Mißtrauensvotum, aber die Vorsicht gebietet eine gewisse Diskretion. Nicht wahr, Eleonore?"

„Jawohl, Papa. Die Teupens sind feinfühliger. Die Tübingens haben auch ihre guten Seiten, aber sie sind aus derberem Holze. Gerade bei heiklen Angelegenheiten merkt man das recht. Eine affaire d'amour ist ihnen wie ein Roggenhandeln. Der zartere Sinn geht ihnen ab und, ich kann mir nicht helfen, auch der feste Glaube an unsere Eigenstellung in der Gesellschaft und an die Weihe der Tradition. Max konnte sich einmal etwas vergeben, aber er kehrte doch reuevoll zur Familie zurück. Er hat Pietätgefühl und ist stolz auf seinen Namen; er ist eben ganz Teupensch. Bernd und Dieter sind noch zu jung, aber siehst du, die Dikte, die macht mir Kummer. Das ist das Tübingensche Holz. Du streitest dich öfters einmal mit Eberhard, weil er dir zu mittelparteilich ist und politisch zu wenig rückgratfest, und die Dikte ertappe ich sogar zuweilen auf förmlich demokratischen Neigungen."

„Aber, Eleonore, ich bitte dich — sie ist doch noch ein Kind!"

„Mit achtzehn Jahren und ihrer Ausgewachsenheit und ihrem hellen Kopfe! Nein, Papa, sie hat tausend unnütze Raupen hinter der Stirn und ist ein mutwilliges Ding — das täuscht uns. Aber sie ist doch schon ein ganz fester Charakter, und wenn sie über sogenannte Standesvorurteile lacht, so kommt das von innen. Ich habe die größte Angst, sie wird uns einmal ein Schnippchen schlagen und sich Hals über Kopf in einen verlieben, der uns gar nicht paßt."

„So halten wir uns die fern, die uns nicht passen! Das ist doch ganz einfach. Das ist ja das Angenehme auf dem Lande, daß man nicht vom Verkehr überschwemmt wird. Die paar Bürgerlichen, die dann und wann zu uns kommen, sprechen nicht mit. Wie denkst du denn über den Grafen Semper?"

Die Baronin schüttelte den Kopf.

„Nicht gut, Papa. Er ist ein wilder Mensch, dazu arm, hat nichts als seinen alten Namen. Es eilt mir mit der Dikte auch nicht; sie kann getrost noch ihre paar Jährchen warten. Aber ich muß ins Haus; die Wirtschafterin weiß nicht aus noch ein, sobald sie allein ist. Bleibst du noch im Parke?"

„Ja, Eleonore. Ich muß meine Bäume einmal gründlich revidieren. Ich traue dem Gellrich nicht mehr. Wir sind uns ja klar. Allewege echt Teupensch! Addio!"

Er warf seiner Tochter ein Kußhändchen auf zwei Fingern nach und wandte sich sodann mit Eifer und Emsigkeit seinem Spalierobst zu.

Drittes Kapitel.

Trauer auf dem Geflügelhofe und Phantasien auf der Insel der Seligen, sowie endliche Heimkehr des verlorenen Sohnes.

Die jungen Damen schienen es eilig zu haben, auf den Geflügelhof zu kommen. Benedikte stürmte im Laufschritt voran, daß ihre Röcke flogen, und dann kam die Lust an der Wildheit auch über das wohlerzogene Trudchen. Sie faßte Miß Nelly unter den Arm und wirbelte mit ihr über den gelben Kies, der vor der Schloßauffahrt aufgeschüttet worden war, und Mohrchen, der Pudel, folgte ihnen kläffend und in lustigen Sätzen nach.

Das Drahtgeflecht des Geflügelhofes umspannte einen weiten Raum, einen förmlichen Park und jedenfalls keinen unübeln Aufenthalt für die schnatternden und gackernden Kreaturen. In der Mitte, zwischen alten Weiden und nachschießendem Jungwuchs versteckt, lag ein ausgebaggerter Tümpel, das Buen retiro für die Entenwelt, und in einer Ecke stand ein hölzerner Schuppen mit verschiedenen Hühnerleitern, unter dem das Federvieh bei Regen Schutz suchen konnte.

Die Görbitschen, die sogenannte „Putenfrau", obschon sie sich auch mit dem übrigen Geflügel zu beschäftigen hatte und nicht nur mit der Putenwelt allein, stand in der Nähe der Weiden, hatte eine große Schwinge an einem Tragriemen um den Hals und warf Futter aus. Demzufolge hatte der ganze Geflügelhof sich um sie vereinigt und umgab sie wie ein großer Hofstaat die Königin. Die Unterhaltung dieses Hofstaates war trotz eifriger Hingabe an die Mahlzeit eine ungemein lebhafte. Es schnatterte, gackerte, gluckste und krähte. Enten und Gänse befehdeten sich stark. Besonders ein alter Gänserich schien von Natur aus böse geartet zu sein, denn wenn ein Entlein einmal in seine Nähe kam, zischte das Untier giftig und hackte mit seinem Schnabel auf die Ente los. Die Hähne benahmen sich dagegen wie immer galant und zuvorkommend, machten den Hennen bereitwilligst Platz und lockten sie sogar mit leisem Glucksruf herbei, wenn sie ihnen ein Futterkorn spenden wollten.

Als die Görbitschen ihre Baronesse kommen sah, nickte sie und sagte: „Schönen guten Morgen ook, gnädiges Fräulein!"

„Guten Morgen, Görbitschen," erwiderte Benedikte; „ist alles in Ordnung?"

„Ach du lieber Himmel, gnädiges Fräulein," jammerte die Alte los und schlug einer dicken weißen Henne, die an ihrer Futterschwinge emporflatterte, auf den Kopf, „dat is alleens nich so, wie es sein sollte! Von den kleenen weißen Entchen ist wieder eens über Nacht draufgegangen. Ich hab's heute früh tot gefunden — ich hätte weenen können!"

„Aber wie kommt das bloß, Görbitschen? Das ist nun das dritte, und sie waren doch ganz gesund, als sie zur Welt kamen!"

„Waren sie ook, gnädiges Fräulein. Aber der Pfau — der Pfau ist mein Ende! Der beißt sie immer. Ich weiß mir nich mehr zu helfen, gnädiges Fräulein. Er kommt und dann beißt er sie. Es ist ein zu wütendes Tier. Da sitzt er schon wieder und lauert bloß drauf, wie er eine kriegt!"

Sie wies nach der Krallage, auf der sich ein wunderschöner Pfau niedergelassen hatte, dessen riesiger Schweif mit seinen fünfzig farbigen Augen in der Sonne glitzerte, und der lebhaft beobachtend den Kopf hin und her warf.

„Was macht denn die Pfauhenne?" fragte Benedikte, durch den Anblick des stolzen Tieres auf andere Gedanken gebracht, und wieder begann die Alte zu jammern.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19191115021/fragment/page=0001

„Gott, die arme Pfenne, grausiges Fräulein — nee, so ne arme Pfenne! Sie friß nischt mehr, reen gar nischt mehr!"

„Wir wollen 'mal zu ihr gehen," riet Trudchen.

„Nes," stimmte Miß Nelly zu, „maken wir sie einen krankenbesuch."

Benedikte nickte und flog davon, wieder im Lausschritt.

Die leidende „Pfenne" hatte sich im Heu einer Scheune ein Nest gemacht. Da saß sie, eingepreßt zwischen den duftenden trockenen Gräsern, und trauerte tief. Sie hatte auch Grund zu ihrer Melancholie. Lange, lange Tage hatte sie über einem Ei gebrütet, aufopferungsvoll und mit dem ganzen Mute einer Wöchnerin, sich nicht rückend und regend, mit weit gebreiteten Flügeln und aufgeplusterten Federn. Aber das Junge wollte nicht ausschlüpfen und es war doch die höchste Zeit. Da nahm die Görbitschen ihr das Ei fort und legte es einer brütenden Henne unter, und siehe da, nach zwei Tagen schälte sich ein junger Pfau aus dem Ei, ein ungeheuer häßliches Ding zwar, mit unförmlichen Füßen und einer Buckelung auf dem Kopf, aber immerhin ein Pfau, der ebenso schön zu werden versprach, wie die sonstigen seinesgleichen. Und nun begann eine herzbrechende Tragödie mit der Pfaumutter. Sie sah ihr Kind und wollte es doch nicht anerkennen und wurde darob immer trauriger, vergrub sich im Heu, verachtete die Welt und wollte sterben. Sie fühlte zweifellos die Schande ihres verfehlten Daseins. Auch um das junge Pfauchen stand es anfänglich recht schlimm. Es wollte nach Gewohnheit der Baumvögel aus dem Schnabel seiner Adoptivmutter gefüttert sein, doch ach, die alte Henne verstand sich nicht darauf, sondern blieb bei ihrer erlernten Manier, bis sie einsah, daß es auf diese Weise nicht weiterging. Und nun war es possierlich und rührend zugleich anzusehen, wie Mutter Henne sich Mühe gab, sich auf ihre alten Tage noch mit der Schnabelfütterung vertraut zu machen, wie sie die Körnchen aufscharrte und aufpickte und ihrem Pfauküken darbot. Unangenehm war ihr diese Methode sichtlich, denn sie schauerte immer leicht zusammen, wenn das Pfauchen zu ihrem Schnabel aufhüpfte; doch sie bezwang sich und hielt tapfer aus.

Die drei Mädchen bemitleideten die kranke Pfauhenne und gaben ihr allerhand süße Schmeichelnamen, streichelten sie auch und redeten ihr gut zu. Aber es nützte alles nichts. Die Schmach hatte sie gebrochen, und plötzlich ging ein letztes Zucken über ihre grauen Federn und dann war sie tot. Trudchen und Miß Nelly wollten es noch gar nicht glauben, doch Benedikte kannte ihr gefiedertes Viehzeug und wußte, daß nichts mehr zu retten war. Die Tränen standen ihr in den Augen.

„Sie ist freiwillig verhungert," sagte sie; „sie hat sich selbst den Tod gegeben. Die Pelikane machen es ebenso, wenn sie Kummer haben, und im alten Griechenland taten es auch die Menschen. Damals spielte der Schierlingsbecher eine große Rolle. Es ist ganz schrecklich."

„O arme Tier, arme Tier," klagte auch Miß Nelly und ihre rechte Hand glitt liebkosend über den traurig gesenkten Kopf der Henne. „So jung noch und mußte schon sterbsen. Wir wollen ihn zu begraben gehn."

„Ja," erwiderte Benedikte, „begraben wir sie in der Stille. Unter dem großen Birnbaum hinten im Park, wo auch schon Mamas Kanarienvogel ruht und der selige Moppel Großpapas. Trude, faß an!"

Aber Trude graukte sich; dafür half Miß Nelly und so zog man denn über den Hof. Die Görbitschen begann zu heulen, als sie den Trauerzug sah, und die beiden Jungen stürmten herbei und wollten sich beteiligen. Aber ihre laute Fröhlichkeit mißfiel Benedikte.

„Wenn ihr so schreit, werdet ihr nicht mitgenommen, merkt euch das," meinte sie ernst. „Auch ein Vogel ist eine Kreatur Gottes und da gibts nichts zu lachen und zu baldern. Bernd, laß den Schnabel los oder du kriegst eine Tachtel! Das arme Vieh hatte mehr Ehrgefühl als ihr. Holt eure Spaten und dann könnt ihr die Totengräber sein. Aber Witze werden nicht gemacht!"

Der Kondukt setzte sich wieder in Bewegung. Die Mama kam hinzu und auch ihr tat die Sache leid. Sie war damit einverstanden, daß man die Tote den Hunden entzog und da beisetzte, wo schon die übrigen tierischen Freunde des Hauses begraben worden waren: unter dem großen Birnbaum. Bernd und Dieter hatten ihre Spaten geholt und schaufelten eine kleine Grube; in sie wurde die Pfauhenne gelegt und mit Erde bedeckt. Zuvor aber hatte Miß Nelly noch eine Handvoll Blumen gepflückt, die sie in das Grab streute. Das war sehr poetisch. Als alles vorüber war, stürmte die Görbitschen heran, mit zwei Federn, die sie dem Pfau ausgerissen hatte, und auf ihre inständigen Bitten mußte das Grab nochmals geöffnet werden, damit sie diese beiden Federn hineinlegen könne, denn es war ein Aberglaube dabei. Sie murmelte auch etwas Unverständliches bei der Zeremonie und gab sich dann zufrieden. Trude lachte darüber, aber Benedikte nahm die Feierlichkeit ernst.

Die Mädchen fühlten das Bedürfnis, nach diesem Begängnis mit sich allein zu sein. Die Jungen wurden daher fortgeschickt. Es war sowieso Zeit, daß sie sich fertig machten, um Bruder Max empfangen zu helfen.

„Gehn wir ein bißchen auf die Insel," schlug Benedikte vor; „da wachsen so schöne Wiesenblumen, und ich möchte Marien einen Strauß auf das Zimmer stellen."

Der kleine Fluß, er hieß die Wilde, machte aber seinem Namen wenig Ehre, bildete im hinteren Park eine Schleife. Es war eigentlich nur ein Halbbogen, aber man hatte künstlich nachgeholfen, und so war eine regelrechte Insel entstanden, die durch drei Brücken mit dem Festlande verbunden war. Die Brücken bestanden aus eichenen Bohlen und hatten kein Geländer, statt dessen aber ein lustiges Drahtgehänge, um das sich in dichten Massen wilder Wein schlang und rankte, grüne lebendige Wände bildend, die sich an den Bachufern fortzogen, wo zwischen hochaufgeschossenen Erlen dichtes Buschwerk wucherte. Da das Flüßchen nur schmal war, so berührten sich die Erlenkronen und auch die höher geschossenen Spireen über dem Wasserspiegel, an dessen Böschungen Schilf, Riedgras und Farn wuchsen und dazwischen auch Vergißmeinnicht in zahlloser Menge. Der Boden hier hinten war leicht elastisch, torfhaltig und schwarz und so humusreich, daß alles in fast tropischer Fülle gedieh. Auf der Insel verschlangen sich über den Fußwegen, die gelbe Kurven Gewirr, das schillernde Blätterwerk der Silbereschen mit dem leuchtenden Rot der Blutbuchen, dem Grau der Weiden und dem Dunkel der Ulmen und Kastanien, die im Schmuck ihrer Pupurkerzen prankten. Es war wunderschön auf diesem Fleckchen Erde. Das Gras war dick mit Moos durchfilzt, und überall schossen wilde Blumen auf, in hundertjähriger Farbenmischung, den grünen Untergrund in einen festlichen Teppich wandelnd. Die Sonne braute goldleuchtend über dem Wasser, und Mückenschwärme spielten in der Luft.

(Fortsetzung folgt.)

Kindervorstellung.

Von Hjalmar Söderberg.

Es gibt Tage und Stunden, wo das meiste, was man vom Himmel sieht, blau ist, aber die Sonne ist irgendwo hinter einer kleinen, abscheulichen, schwarzen, stillstehenden Wolke versteckt, die aussieht, als wäre sie von Eisenblech. Die Stimmung, die da entsteht, gehört zum Aergsten, was ich kenne. Das Blau des Himmels bekommt eine erfrorene, ausgesogene Leichenfarbe wie auf einer schlechten Ansichtskarte in einem Zigarrenladenfenster. Die Häuser stehen trocken und kalkliniert da wie Lithographien für irgend eine industrielle Reklame, und die Menschen sehen aus wie verunglückte Photographien ihrer selbst, aus einer Vorstadtauslage entsprungen. Und wenn es dann obendrein noch Sonntag vormittag ist und man ratlos an einer Straßenecke steht und nicht weiß, was man anfangen soll — wenn man die Einzige nicht treffen konnte, die man treffen wollte, aber dafür alle Aussichten hat, jeden Moment auf irgend einen entfernten Verwandten zu stoßen, einen alten Schulkameraden mit unbezahlten und unbezahlbaren Freundschaftsforderungen, oder irgend jemanden, den man verunrechtet hat oder von dem man verunrechtet worden ist, und wenn man, um all das zu vermeiden, aufs Geradewohl irgend wohin geht und gerade vor sich hinstarrt, ohne etwas zu sehen und dabei einen kleinen Hund auf die Pfoten tritt oder ein Kind umstößt, dann hat man es so recht vergnüglich.

Das letztere geschah mir dieser Tage. Ich ging durch die Hasengasse am Königsgarten vorbei, weder langsam noch rasch, angesteckt von der abscheulichen Stimmung rings um mich und blind vor Unlust, irgend etwas zu sehen. Plötzlich lag ein kleines, drei- oder vierjähriges Kind zu meinen Füßen und heulte. Ich kam nicht dazu, ihm aufzuhelfen, denn sein großer Bruder, der zwei oder drei Jahre älter war und es an der Hand hielt und nicht losgelassen hatte, stellte es mit einem raschen Ruck sofort wieder auf die Beine. Nun, er war zum Glück unversehrt, aber da ihn die Erfahrung wohl schon gelehrt hatte, welches Glück es manchmal sein kann, unschuldig verunrechtet zu werden, brüllte er energisch. Als er sah, daß ich in meiner Tasche nach einer Münze suchte, machte er Miene, sich aufzuhelfen, aber der große Bruder gab ihm in aller Stille einen scharfen politischen Puff ins Hinterteil, der bedeutete: „Heule doch lauter, du kleiner Esel, dann kriegst du noch ein größeres Geldstück!"

Ich gab ihm 25 Oere.

„Bitte schön," sagte der große Bruder, „kann ich nicht auch 25 Oere haben? Dann können wir hinübergehen, uns das „lebende Theater" anzusehen."

Ich betrachtete den jungen Mann und sah in einer raschen Vision seine ganze künftige Laufbahn: kräftige Biffe in die lockenden Früchte des Lebensbaumes, Arbeit und Kampf, seßmade man, Wasdorden, gentile Leichenrede eines Hofpredigers. Dann folgte ich mit dem Blick der Richtung seines Zeigefingers und sah ein Häuslein kleiner und großer Kinder, die sich vor dem Eingang zu Bionches früherem Kunstsalon drängten. „Lebendes Theater", dachte ich, — was kann das sein? Aha, Kino vermutlich. Nein, meinethalben.

Und er bekam auch sein 25 Oeresstück, und sie eilten davon. Aber in meinem Herzen saß ein Stachel des Neides über das unschuldige Vergnügen, das ich ihnen bereitet hatte und das ich mir selbst nicht verschaffen konnte. Nun, worum eigentlich nicht, streng genommen? Ich erinnerte mich, daß ich mich das einzige Mal, wo ich je ein Kino gesehen hatte — es war übrigens im Ausstellungsjahr 1897 — fast krank gelacht hatte, und ich vergesse nie, wie eine Anzahl Schwimmer aus dem Wasser, Füße voran, auf ein hohes Trampolin springen sah — man hatte die Nummer nämlich verkehrt genommen. Nun ist es allerdings wahr, daß ich keinen übertriebenen Wert darauf lege, zu lachen, ich fühle mich innerlich nie so elend und leer wie nach einem unter Lachen verbrachten Abend. Aber immerhin — es konnte drinnen nicht gut schlimmer sein als draußen.

Glücklich drinnen, sehnte ich mich natürlich wieder hinaus. Der Saal war voll Kinder, und es roch wie in der Schule bei der furchtbaren Zeugnisverteilung, und ein Mann hämmerte auf ein Klavier. Dann fing es an: „Stürmung einer Festung." Ein arrangierter und ganz unmöglicher Auftritt mit Säbelhieben, Klettern über eine Mauer usw. Aber die Kleinen starrten schreckgelähmt und entzückt hin mit weit aufgerissenem Munde und etwas blassen Nasenspitzen. Dann kommt eine alte Frau, die schnupft und eine Katze streichelt. Die kleinen Mädchen lachen laut, aber die Jungen sitzen da und sehnen sich nach etwas Blutrünstigerem. Und es kommt! Die nächste Nummer zeigt, wie mandschurische Spione von den russischen Soldaten ergriffen und totgeschossen werden. Ja, sie werden ergriffen, an einer Mauer aufgestellt, erschossen und fallen zu Boden wie die Kartoffelsäcke, während ein Mann noch immer auf ein Klavier hämmert. Die Szene ist natürlich arrangiert, wirkt aber beinahe echt auf mich und auf die Kleinen ganz sicherlich. Wie ist das — ich habe also an diesem Sonntag vormittag zwei kleine Kinder eingeladen, einer Hinrichtung beizuwohnen? Mir scheint beinahe, es wird mir schlecht. Aber Kinder haben gute Nerven, und so weit ich sehen kann, ist die Freudigkeit rings um mich allgemein und ungetrübt.

Nun kommt der große Clou der Vorstellung: „Spanisches Stiergefecht". Ich sehe gleich aus den ersten Szenen, daß das nicht arrangiert sein kann — das muß nach der Wirklichkeit aufgenommen sein. Ich bin nie in Spanien gewesen, habe nie einem Stiergefecht beigewohnt, und ob ich will oder nicht, kriege einen heißen Kopf, als der prächtige Stier mit ein paar schweren Sprüngen hereinkommt und verblüfft in der Arena stehen bleibt und sich umsieht. Aber es geht rasch vorüber, und ehe ich es mir noch recht überlegen kann, hat er seine Hörner einem weißen Pferd in den Bauch gestoßen, das toll vor Schmerzen und Schreck sich bäumt, die eine Seite ganz schwarz gefleckt von Blut, die Haut in Fetzen herunterhängend, oder vielleicht sind es die Gedärme ...

Ich warf einen Blick auf mein Programm und las: „Der Stier wird unter dem Jubel des Publikums niedergestochen." Na, bis dahin hatte es noch gute Weile, vorerst sollten wohl noch einige Pferde expediert werden. Ich sah mich nach dem Ausgang um, ich sah auch die Kleinen an: große Augen, aufgerissene schwarze Münder. ... Ich suche der weißen Leinwand auszuweichen, wo die photographischen Bilder sich ablösen, aber ich kann nicht, und wieder stürzt ein Pferd mit aufgerissenem Bauch zu Boden, während ein Mann auf ein verstimmtes Klavier hämmert.

Nein, das war mir zu viel. Ich kann nicht mit Sicherheit sagen, was ich getan hätte, wenn ich in Wirklichkeit dabei gewesen wäre. Vielleicht wäre ich ohnmächtig geworden oder krank, oder ich hätte es so gemacht wie König Karl XII. bei seiner Krönung. Oder wer weiß, vielleicht wäre ich unter Spaniens heißer, trockener Sonne von dem Pöbelrausch angesteckt worden und hätte mich mit dem übrigen Publikum nach noch mehr Blut heiser geschrien. Denn der Mensch ist nur ein schwaches Gefäß, und gerät man nur einmal unter den Druck des „mystere des foules", weiß man nicht, welche Instinkte dabei erwachen können. Aber wie es nun war, fehlte all das, was ein wirkliches Stiergefecht psychologisch erklärlich machen kann: die Sonne, die Farbe und die Suggestion der tausend berauschten Menschen. Wie es nun war, stand die nackte, gemeine Rohheit allein da, nur vermischt mit der lächerlichen Armseligkeit einer Kinovorstellung. Wie es nun war, wurde ich nur das, was ich sonst nicht einmal jedes zweite Jahr wurde: wütend. Ich knüllte das Programm zu einem Papierknäuel zusammen, warf es dem vollkommen unschuldigen Kinobiener auf den Kahlkopf und ging auf und davon.

Otto Weddigens Heldentod.

Bisher nahm man in Deutschland an — und ich selbst erzählte dies in meinem Büchlein „Unser Seehelb Weddigen"*) — daß Otto Weddigen bei seiner Tätigkeit im westen Englands in der Nähe der Scilly-Inseln den Untergang mit „U 29" gefunden habe. Nachdem ich aber Gelegenheit hatte, alle Akten des Reichsmarineamtes einsehen zu können (auf Ersuchen des Auswärtigen Amtes in Berlin habe ich die Darstellung des deutschen U-Bootskrieges für ein in Kopenhagen erscheinendes 15-bändiges Werk übernommen), kam ich zu ganz anderen Forschungsergebnissen.

Vor einiger Zeit hat nun auch Admiral Jellicoe, der höchstkommandierende der englischen Flotte, von Kriegsbeginn an bis zum Jahre 1916, meine Angaben bestätigt. Jellicoe schreibt in seinem „Tagebuche", das in England das größte Aufsehen erregt hat, über den Untergang von „U 29":

„Als am 18. März 1915 das vierte englische Schlachtschiffgeschwader hinter der Linie der übrigen Schlachtflotte vorüberging, wurde es vom Flaggschiff auf ein U-Boot durch Fernsignal aufmerksam gemacht. Bevor das Geschwader den Befehl ausführen konnte, richtete der Offizier der Wache der „Dreadnought" — nach der die Schiffe der Dreadnoughtklasse bekanntlich benannt wurden — das Periskop des U-Bootes in großer Nähe. Sofort änderte die „Dreadnought" ihren Kurs, nahm hohe Geschwindigkeit auf und rammte das „U-Boot 29". Beim Versinken hob sich — sagt Admiral Jellicoe — der Vordersteven des Bootes aus dem Wasser und es wurde die Bezeichnung „U 29" deutlich sichtbar. Ueberlebende — so sagt Jellicoe kurz — wurden nicht aufgefischt." ...

So haben wir endlich Gewißheit über Otto Weddigens und seiner Mannschaft heldenmütiges Ende. Wie erwähnt, war „U 29" zuletzt im Südwesten bei den Scilly-Inseln tätig gewesen. Voll Stolz und Freude hörte Deutschland, daß in „U 29" der alte Geist von „U 9" noch lebendig war. Bis in die Irische See, obschon sie von einer großen Menge englischer Torpedozerstörer und anderen Kriegsfahrzeugen bewacht war, war Otto Weddigen vorgedrungen. Da wollte er den höchsten Trumpf seines kühnen Wagemutes ausspielen, alles aus Liebe und Pflicht gegen sein bedrängtes Vaterland.

Er wußte, daß die englische Flotte im Norden Englands, bei den Orkney-Inseln, ihren gebergenen Standort hatte.

Hier wollte Weddigen ihr den schwersten Schlag versetzen. Offiziere und Mannschaften, die ihn verehrten und als besten Führer anerkannten, folgten ihm willig durch die Irische See auf der Todesfahrt. Und so unternahm er am 18. März 1915 einen Angriff mit „U 29" auf die bei „Scapa Flow", dem Stützpunkt auf den Orkny-Inseln, verborgene britische Flotte. Es war ihm gelungen, unbemerkt zwischen die englischen Kriegsschiffe zu gelangen und zwei Torpedos abzufeuern — da wurde „U 29" gerammt. ...

Die englische Admiralität hatte bisher über diese Vorgänge das tiefste Schweigen bewahrt, da sie fürchten mußte, die Tatsache, daß ein deutsches U-Boot bis in die Schlupfwinkel ihrer Flotte hineingelangen konnte, würde in England die größte Unruhe hervorrufen.

Auf Jellicoes „Tagebuch" sind jetzt Admiral Beatson Scotts „50 Jahre in der königlichen britischen Marine" gefolgt. Scott beschreibt u. a. darin die Schiffsrede von Scapa Flow im Jahre 1914 vor einer Unterredung mit Admiral Jellicoe. Dieser habe versichert, alles getan zu haben, um eine Besatzung der englischen Flotte sicherzustellen; aber die Maßnahmen seien ungenügend gewesen, und in jeder Nacht hätten deutsche U-Boote einlaufen und die große englische Flotte vernichten können. Scott sagt weiter, daß es ihm jetzt noch unverständlich sei, daß die englische Flotte nicht vernichtet wurde.

Das erstrebte Otto Weddigen aus eigenster Initiative und ohne jede höhere Anweisung.

In der Ausführung dieses Werkes, womit er erst alle seine herrlichen Taten krönen wollte, im Norden Englands, bei Scapa

*) Berlin, Scherls Verlag. 80. Tausend.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19191115021/fragment/page=0002